

Erschienen in: Frankfurter Rundschau, Feuilleton, 01.06.2011, S.30.

Unter dem Titel: „Die Stadtbibliothek“ in: Mitten in Deutschland. Deutsch-türkische Erfolgsgeschichten. Herausgegeben von Cem Özdemir und Wolfgang Schuster. Freiburg, 2011.

für André Müller in memoriam

Ein anderer Ort.

Eine andere Welt. von *Fatma Sağır*©2011.

Der Weg führte von unserer Wohnung direkt dort hin. Am Ende der Straße stand sie, die Bücherei. Nur zehn Minuten Fußmarsch entlang einer alten Mauer, die das Grundstück eines Gutshofes von der Straße abgrenzte. Die Mauer bestand aus roten Backsteinen, mit bräunlichem Mörtel durchsetzt. Unzählige Male hatte ich meine Hand über die raue Oberfläche streifen lassen. Im Spätsommer wuchsen Quitten über die Mauer. Auch wenn meine Mutter uns das unter Androhung schlimmster Höllenqualen verboten hatte (das gehört euch nicht!), hob ich manchmal eine Quitte auf, die vom Ast gefallen war und sog ihren süßlichen Duft auf dem Weg nach Hause ein. Links lag der Gutshof, rechts die hässlichen Hochhäuser. In einem kleineren von diesen Hochhäusern, mit nur vier Etagen, lebten wir, sieben Personen auf siebzig Quadratmetern. Es gab einen Balkon, der auf die Hochhäuser mit den fünfzehn Etagen schaute und auf die riesige Wiese, an die der Spielplatz angrenzte. In den langen heißen Sommern spielten und tollten wir durch die Wiese, sattgrün, wo das Gras nur sehr selten gemäht wurde. Eines Tages wurden die Häuser verkauft, ein neuer Hausmeister kam, die Wiese wurde ein Rasen, Spielen war verboten und die Wohnungen sollten nun Eigentumswohnungen werden.

Auf unserem Balkon gab es keine Gartenmöbel. Meine Mutter, einst zuhause in den Weiten Anatoliens, lagerte hier das eingelegte Gemüse und allerlei Vorräte. Statt Geranien züchtete sie Petersilie und Minze. Manchmal startete uns auch ein Schafskopf aus einer Wanne voller blutigen Wassers an.

In der Schule waren nur wenige Kinder, die auch so schwarzhaarig waren wie ich. Ich war die Neue, die an ihrem ersten Tag zu spät kam und noch dazu eine rote Mütze trug, die wie eine Sturmhaube aussah. Ich musste neben dem blondesten Jungen der Klasse sitzen, der ebenso wenig wie ich darüber erfreut war. Beim Singen wurde ich zu den tiefen Stimmen gestellt. All die blonden Mädchen konnten Sopran singen und mindestens ein Instrument spielen.

Eines Tages ließ ich meinen Blick durch die Klasse schweifen und da entdeckte ich sie. In einer Ecke in der Nähe der Tafel, hinter Vitrinenglas verborgen und abgeschlossen, die „Klassenbibliothek“. Ich durfte mir ein Buch ausleihen. Woche für Woche las ich, irgendwann hatte ich alles gelesen. Ratlos stand ich vor der Lehrerin. Da nahm sie mich an der Hand und führte mich in die Nachbarklasse, dort wurde ich vorgestellt: „Sie hat die ganze Bibliothek ausgelesen und liest jetzt bei euch“. Ich freute mich still.

Es war eine Glückssache, ob meine Hausaufgaben gemacht waren. Unsere Mutter war zwar wie viele der anderen Mütter den ganzen Tag zu Hause, sie aber war Analphabetin und Deutsch sprach sie nur gebrochen. Wenn anderen Kindern ihre Eltern Gute-Nacht-Geschichten vorlasen, Pippi-Langstrumpf und die Kinder aus Bullerbü regelmäßige Gäste an ihren Betten waren, dann erzählte meine Mutter Geschichten, so wie sie es in ihrem Dorf gelernt hatte. Von den wundersamen Abenteuern des kleinen kahlköpfigen Keloğlan, vom schelmischen Hodscha Nasreddin und von vielen kuriosen Charakteren aus dem Heimatdorf oder religiöse Erzählungen, bei denen es immer so klang, als ob Adam und Eva Leute aus dem Nachbardorf gewesen seien. Immer im Dialekt des Heimatdorfes.

Mein Vater war Schichtarbeiter, wir sahen ihn daher nicht oft. Er sprach und spricht auch heute nicht viel über seine Erfahrungen als Gastarbeiter. Das tut keiner aus dieser ersten Generation gerne. Doch dann und wann erzählte er eine Geschichte. Das waren oft vergnügliche Erzählungen, durch die dennoch das Bittere durchschimmerte wie Öl auf einer Regenpfütze. Geschichten, die die Armut der anatolischen Dörfer ohne befestigte Straßen, fließendem Wasser und Strom kaum verbergen konnten, aus denen die Kargheit und Lieblosigkeit eines ländlichen Lebens wie ein nackter Felsen herausragte. Geschichten, voller Hoffnung und jugendlicher Unbekümmertheit, Geschichten, durchdrungen von der tiefen Trauer und Kränkung darüber, für immer ein Fremder zu sein. Wir Kinder lauschten diesen kostbaren seltenen Momenten, in denen wir von unserem Vater etwas über sein Leben erfuhren.

Von all dem ahnte die Deutschlehrerin wohl kaum etwas. Einmal schrieb ich einen Aufsatz. Er handelte von einem Außenseiter, der sich in ein Mädchen aus der Nachbarklasse verliebt. Als das Mädchen diesen Jungen auslacht, schrieb ich: „für ihn brach eine Welt zusammen“. Das schien meine Lehrerin zu beeindrucken. Ich kann mich noch sehr genau an ihr überraschtes Gesicht erinnern. Sie fragte mich, ob mir jemand geholfen habe. Was für ein Gedanke!

Ja, vielleicht, die vielen Bücher, die ich aus der Stadtbücherei nach Hause brachte, gar in den Urlaub in die Türkei schleppte. In den klapprigen VW-Bus gequetscht, der uns fünf Kinder, die halbe deutsche Haushaltsindustrie sowie unsere beiden genervten Eltern drei tausend Kilometer auf einen anderen Kontinent brachte und uns irgendwo in den Bergen ausspuckte. Auch in dem ostanatolischen Dorf zwischen Kühen, Hühnern und Misthaufen fand ich immer eine Ecke, in der ich lesen konnte. Nie kamen mir die Räume eng vor, weder in dem winzigen Haus meiner Großeltern noch in unserer Wohnung in Deutschland. Ich brauchte nur ein Buch aufschlagen. Ich konnte durch Orte, Räume, Welten und Zeiten wandeln, durch Leben schreiten. Viele der Geschichten erzählte ich weiter, meinen Geschwistern, den Nachbarskindern und meinen Cousins und Cousinen, die sich um mich scharten. Meistens spann ich die Geschichten weiter. Manche musste ich auf Wunsch der Jüngeren immer und immer wieder erzählen.

In dem kleinen Ort, in dem wir lebten, hatte ich die Stadtbibliothek gleich nach unserer Ankunft entdeckt. Ich bekam einen Ausweis für fünfzig Pfennig. Vor dem Fünzigerjahrebau lag ein großes Blumenbeet, links stand eine gelbe Telefonzelle. Oben stand in großen dicken Buchstaben „Stadtbücherei“. Ich zog mit aller Kraft die schwere Glastür auf und schlüpfte hinein. Drinnen war es dämmrig, im Sommer angenehm kühl und im Winter gemütlich warm. Vor allem aber war es still. Manchmal machte ich die Augen zu und lauschte der Stille. In den Räumen hing dieser eigentümliche Geruch von Linoleum, Bohnerwachs und alten Büchern. Es war das schiere Glück, wenn ich ein Buch in die Hand nahm, darin las, den Duft der Bücher einsog. Unbeschreiblich. Freiheit. Sehnsucht. Abenteuer. Die Aufregung mit nichts vergleichbar.

Kinder durften zu meinem großen Bedauern nur vier Bücher ausleihen. Doch da ich die schon in einer Woche auslas, machte die Bibliothekarin eine Ausnahme. Sie war eine streng dreinblickende Dame, die ihre goldumrandete Brille immer auf der Nasenspitze trug und vor der ich mich ein wenig fürchtete. Ich durfte zwei mehr ausleihen. Ich fühlte mich auserwählt, besonders, Königin aller Welten. Diese Ausnahme wurde von Jahr zu Jahr immer weiter ausgedehnt, so dass ich unzählige Bücher ausleihen durfte.

Ich las so viel, dass meine Eltern mir einmal verboten zu lesen. Schließlich wussten sie ja nicht, was ich da las, es war ja alles in Deutsch. Irgendwann gaben sie auf, da ich weiterhin meine Bücher ins Haus schmuggelte, einmal mit den Kartoffeln aus dem Keller.

Die meisten Kinder in meinem Alter kamen mit ihren Eltern hierher. Ich fühlte mich hier auch alleine sicher und aufgehoben. Hier zwischen den Büchern. An diesem Ort war ich ganz.

Wenn ich zwischen den Regalen stand und die Buchrücken studierte, fand ich darin nicht nur meinen Ort, sondern auch Trost. Nach den Anschlägen in Mölln und Solingen fürchtete ich mich auf die Straße zu gehen. Nie wieder kam ich mir so fremd vor wie damals. Ich fühlte mich wund und voller Kummer. In dieser Zeit setzte ich mich oft in die Bücherei. Auch als ein Mitschüler für circa sechs Wochen Nazi war und mir das Leben in der Schule zur Hölle machte, flüchtete ich mich in den Pausen in die Schulbibliothek, in der sich nie jemand anderes befand außer mir. Gott sei Dank sah die Chemielehrerin, was er da trieb, und stellte sich vor mich. Diese Chemielehrerin mit den wilden blonden Haaren und den grünen Lederleggings, in denen sie immer ein wenig katzenhaft wirkte, war mir eigentlich bis dahin nicht besonders sympathisch, aber ich glaube, sie fauchte ein paar Mal und mein Mitschüler war von den Nazis befreit und ich von ihm.

Integration ist in Deutschland eine Glückssache. Sie hängt davon ab, in welcher Region man in Deutschland aufgewachsen ist, in welchem Bundesland, in welcher Stadt, in welchem Stadtteil. Wer sind die Freunde, Nachbarn, Mitschüler und Lehrer; wo geht man zur Schule, lebt man ländlich oder städtisch; in Süddeutschland, Norddeutschland oder in Berlin? Zu welcher Zeit in der Geschichte der BRD wuchs man auf, welche Partei regierte? All diese und unzählige andere Faktoren beeinflussen den Integrationsprozess, so dass manchmal in ein und derselben Familie verschiedene Erfahrungen vorzufinden sind. Migrantenfamilien leben in Diversität. In einer Familie bestehen häufig mehrere unterschiedliche Migrationsphasen nebeneinander. Mit dieser Vielfalt, mit diesen Widersprüchen und Spannungen müssen die Familien leben und sich gleichzeitig in der deutschen Gesellschaft behaupten. Die Erfahrung, „der Andere“ zu sein, ist ein ständiger Begleiter. Wie diese Erfahrung kanalisiert wird, wie sie verarbeitet wird, das ist der Integrationsprozess, das hängt von all diesen und anderen Faktoren ab.

Als Anderer angenommen zu werden, das ist die Sehnsucht. Manchmal erfährt man dieses Gefühl des Angenommensein, muss es aber immer wieder neu erarbeiten. Immer die nächste Stufe erklimmen. Ankommen ist ein großer Wunsch. Endlich einmal ankommen. Erschöpfung, Frustration und Trauer wechseln sich immer wieder ab mit der Hoffnung, es dennoch zu schaffen. Und bei manchen gibt es keinen Wechsel, zu oft hat sich das Gefühl der Ohnmacht und die Abstrafung des Anderssein wiederholt und eingefräst. Die Liebe mancher Einwanderer zu Deutschland bleibt nur eine einseitige. Diese Art der Liebe ist frustrierend und deprimierend. Sie kann natürlich auch zu einer Art zen-buddhistischer Haltung führen: Ich liebe dich um deiner selbst willen, auch wenn du diese Liebe ignorierst.

Aber wie viele Menschen schaffen das schon?

Doch manchmal sind es einzelne Ereignisse, Menschen oder Orte, die diese Nordwand der Frustration bewältigen lassen, auch wenn man weiß, dass viele es anders sehen. So findet man Trost und Hoffnung, überwindet Demütigung, Verachtung und Misstrauen und lernt genau hinzusehen, denn jeder Mensch ist anders und widersprüchlich. Der Migrant verkörpert das lediglich viel deutlicher. Seine Leistung, seine Kraft, sein Talent, die Welten, die er mit sich bringt, die Summe aller seiner guten und schlechten Erfahrungen, seine Fähigkeit über all das hinauszuwachsen, wie viele können das sehen? Am wenigsten kann es häufig der Migrant

selbst sehen. Aber manchmal ist es eine Lehrerin, die einen an die Hand nimmt und auf den Weg bringt, oder ein Freund, der in einem keinen Fremden sieht, und manchmal ist es eben ein Ort, der einem erlaubt, das zu sehen, was sein könnte.

Fatma Sağır – geboren 1974 in Sivas / Türkei – ist in Empelde bei Hannover aufgewachsen. Islamwissenschaftlerin und Autorin. Sie lebt in Freiburg i.Br.